

# **Normativer Hiatus und Skripturalität. Die Problematik des Oralitätsprimats im Kontext der Standardisierung von Minderheitenidiomen, dargestellt an galloromanischen Beispielen**

*Claus D. Pusch, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg*

## **Normative hiatus and scripturality**

Starting with a discussion of the very notion of (linguistic) norms and contiguous concepts such as standardization and codification, which are intimately related to the written use of languages, this paper argues that a discrepancy between the norms of usage (i.e. the conventionalized norms used spontaneously by speakers, particularly in oral communication) and the codified norms (in the form of a written standard) is easily accepted in the case of languages with a consolidated scriptural practice, whereas such a 'normative hiatus' is vigorously fought by the speakers of many minority and lesser used languages, who, during the process of emergent scripturality, tend to emphasize excessively the necessity of the (newly developed) written standard to faithfully reflect the norms of usage and the characteristics of orality even down to the phonetic level, hereby making the written standard dysfunctional. This is exemplified through three Gallo-Romance varieties, Aranes Occitan, Francoprovençal, and Jersey Norman French, and their newly-created codified forms.

**KEYWORDS:** Spoken vs. Written Language; Codification; Standardization; Diglossia; Occitan; Francoprovençal; Channel Island French

## **2.1 Theoretisch-terminologische Grundlagen**

Der Begriff der (linguistischen) Norm gehört zu jenen Termini, die, obwohl sehr verbreitet und intuitiv verständlich, kaum in einem sprachwissenschaftlichen Beitrag Verwendung finden können, ohne dass sein Autor eine ausführliche Definition voranstellt oder anfügt, wie er den Terminus gebraucht und versteht. Diese terminologische Ambivalenz ist nicht einer wie auch immer interferierenden Alltagsbedeutung des Begriffs ‚Norm‘ zuzuschreiben, wie dies sonst bei sekundär terminologisierten Elementen der Alltagssprache häufig vorkommt, da der Ausdruck als solcher kaum als Bestandteil der Alltagssprache gelten kann. ‚Norm‘ ist vielmehr ein primärer Technizismus und als solcher derivationell und semantisch eng mit Attributen wie ‚normal‘ oder ‚normalisiert‘ assoziiert; allerdings müssen diese assoziierten Attribute dann auch in ihrer weitgehend wertfreien Verwendung in technischen Kontexten gelesen werden, und von da aus ergibt sich in der Tat eine

*ambigüité gênante*, denn ‚normal‘ im technischen Verständnis – als bestimmten Normalien, i.e. aus Kompatibilitätsgründen vereinbarten Maßen und Beschaffenheiten gehorchend – tritt Alltagssprachlich gegenüber einem wertenden ‚normal‘ – als sozialen Akzeptabilitätskriterien entsprechend – weit zurück.

Das Spannungsfeld zwischen Norm als technisch-deskriptiver ‚Normalität‘ einerseits und sozial-präskriptiver ‚Normalität‘ andererseits kennzeichnet auch die innerhalb der Sprachwissenschaft verbleibenden Verwendungsweisen des Begriffs. Doch neben der notional-terminologischen Ambivalenz leidet der linguistische Normbegriff auch unter der Konkurrenz teilweise komplementärer, teilweise synonymischer, teilweise semantisch überlappender Begriffe wie „Standard“ oder „Referenzvarietät“. Eine weitere terminologische Misslichkeit besteht darin, dass als von ‚Norm‘ abgeleiteter Prozessualitätsbegriff sowohl ‚Normierung‘ (als weiterer erst sekundär in die Linguistik aufgenommener Technizismus) als auch ‚Normalisierung‘ in Gebrauch stehen, wobei eine einfache Gleichung ‚Normierung als Prozess der Kreation und Implementierung technisch-deskriptiver Normen‘ vs. ‚Normalisierung als Prozess der Kreation und Implementierung sozial-präskriptiver Normen‘ sich zunächst als attraktiv, bei näherem Hinsehen aber als fragwürdig erweist. Gerade im Bereich der normaffinen Prozessualitätsbegriffe herrscht aber ebenso eine inflationär erscheinende terminologische Vielfalt, die als Alternativen (oder wiederum als Komplementärkonzepte) zu ‚Normierung‘ und ‚Normalisierung‘ sowohl ‚Standardisierung‘ als auch ‚Kodifizierung‘ bereithält, wobei die Ableitungsbasis zu ‚Kodifizierung‘, der ‚Code‘ (‚Kode‘), zwar sprachwissenschaftlich terminologisiert ist, aber zu den Termini ‚Norm‘ und ‚Standard‘ offenkundig keine besondere Nähe aufweist.

Es mangelt indessen nicht an Vorschlägen, wie das skizzierte reich besetzte terminologische Feld geordnet und die einzelnen Begriffe spezifiziert und damit dem terminologischen Ideal der Eineindeutigkeit näher gebracht werden könnten. Einen solchen Vorschlag machte vor längerer Zeit Zamora Salamanca (1985) in einem umfassend dokumentierten Beitrag, in dem der Autor die zum Erscheinungszeitpunkt aktuellen Ansätze zur Beschreibung sprachlicher Norm aus unterschiedlichen Subdisziplinen und linguistischen Schulen, vor allem jedoch aus dem anglo-amerikanischen, dem deutschen und dem slawischen (russischen und tschechischen) Raum gegenüberstellte. Hinsichtlich des genannten Begriffsfelds konstatiert der Autor selbstironisch ein drängendes „problema de estandarización del uso terminológico en la especialidad (socio)lingüística“ (Zamora Salamanca 1985: 227; Hervorh. im Orig.) und schlägt vor, von der Standardisierung auszugehen, die er wie folgt definiert: „la estandarización lingüística hace referencia a procesos de elaboración y cambio de normas“ (1985: 247). In Anlehnung an Ferguson (1971: 224: „Language standardization is the process of one variety of a language becoming widely accepted through the speech community as a supradialectal norm“; nach Zamora Salamanca 1985: 229) sieht Zamora Salamanca die Norm also als End- und teilweise als Ausgangsprodukt eines Standardisierungsprozesses; wird dieses Endprodukt materialisiert, also in Sprachbeschreibungen, Grammatiken,

Wörter- und Stilbücher und dergleichen gefasst, so liegt gemäß Zamora Salamanca Vorschlag Kodifikation vor. Kodifikation ist also ein primär technisch-sprachplanerischer Vorgang, der auf materiellen *output* abzielt, zugleich aber intrinsisch präskriptiv: „el aspecto que tradicionalmente se denomina “codificación” [...] juega un papel decisivo en la formulación de las normas de corrección, especialmente para el uso de la modalidad escrita de la variedad lingüística definida previamente como estándar“ (Zamora Salamanca 1985: 230).

Zamora Salamanca deutet hier die enge Beziehung an, die zwischen Standardisierung als „elaboración y cambio de normas“ und Schriftlichkeit besteht. Dass sprachliche Norm(en), Standardisierung und Skripturalität in Zusammenhang stehen, erscheint evident (vgl. Jedlicka/Chloupek 1988). Im deutschsprachigen Raum etwa wird von Laien der Begriff „Standard(sprache)“ quasi intuitiv mit „Schriftsprache“ gleichgesetzt, und auch in den einflussreichen Sprachausbaumodellen von Kloss (1967; vgl. auch Muljačić 1986) bildet schriftsprachlicher Gebrauch die Messlatte für den erreichten Standardisierungsgrad einer Sprache oder Varietät. Wenn in jüngerer Zeit – und gerade auch im Kontext von Sprachen im Ausbau – orale Standards definiert werden, so geschieht dies infolge des verstärkten formalen Gebrauchs gesprochener Sprache vor allem in den audiovisuellen Medien, ein Gebrauch, der sich dem formal-schriftsprachlichen Gebrauch von Sprache konzeptionell so weit annähert, dass beide im Kontinuumsmodell des Spannungsfelds von Oralität und Schriftlichkeit, wie Koch/Oesterreicher (1985) es entworfen haben, den sogenannten ‚distanzsprachlichen‘ Pol dieses Kontinuums besetzen. Allerdings bildet ein oraler Standard immer eine intermediäre Ebene zwischen gesprochener und geschriebener Sprache (Veny 2003: 113) und setzt daher einen skripturalen Standard voraus.

Zamora Salamanca hebt in seiner Definition von ‚Standardisierung‘ darauf ab, dass dieser Prozess nicht nur Identifikation und Fixierung einer Norm („elaboración de normas“), sondern auch Veränderung und Anpassung der Norm („cambio de normas“) beinhalten kann. Der Autor zielt dabei darauf ab, dass sich im Zuge einer Standardisierung explizit-präskriptive Normen, aber – parallel dazu oder auch leicht abweichend davon – implizit-deskriptive („objektive“) Normen entwickeln, die die Grundlage der Gebrauchsnorm der Sprecher bilden. Idealerweise befinden sich explizit-präskriptive und implizit-deskriptive Norm im Einklang; in der Praxis ist dies selten der Fall. Explizit-präskriptive Normen zeichnen sich durch ihre Fixierung im Zuge der Kodifizierung aus und erlangen durch diese Fixierung eine Tendenz zum Immobilismus. Dass beide Spielarten sprachlicher Norm, die letztlich beide Ausdruck desselben sprachstandardisierenden Prozesses sind, divergieren (können), beschreibt Zamora Salamanca (1985: 243) mit dem treffenden Ausdruck des „normativen Hiatus“ („hiato normativo“). Als extreme Ausprägung dieses normativen Hiats fasst Zamora Salamanca eine Diglossie im Sinne von Ferguson (1959) auf. Ferguson spricht bereits in seiner Definition des Diglossie-Begriffs den Zusammenhang zwischen Standardisiertheit, Kodifiziertheit und Schriftlichkeit an, wenn er die H-Varietät als von der oral verbreiteten L-Varietät

„very divergent, highly codified (often grammatically more complex) superposed variety“ beschreibt, die „is used for most written and formal spoken purposes but is not used by any sector of the community for ordinary conversation“ (Ferguson 1959: 336). Vor allem wird dies aber bei seinen – in der Folge oft kritisierten (vgl. Meisenburg 1999) – Beispielen deutlich, wo in drei von vier Fällen – bei der Diglossie ‚Klassisches Arabisch vs. gesprochenes Arabisch in den arabischsprachigen Ländern‘, ‚Katharevusa vs. Dhimotiki in Griechenland‘ und ‚Schriftdeutsch vs. Schwyzertütsch in der Schweiz‘ – die jeweiligen H-Varietäten (zum Zeitpunkt von Fergusons Untersuchungen) innerhalb der (konzeptionellen) Distanzsprachlichkeit ausschließlich oder weitgehend auf (medial) schriftsprachliche Funktionen festgelegt und beschränkt waren. Wenn von Diglossie und normativem Hiat die Rede ist, ist die Schriftlichkeit also in jedem Fall involviert.

Beträchtliche Unterschiede bestehen hinsichtlich der Bewertung einer Situation, in der explizite, kodifizierte Normen und implizite Gebrauchsnormen divergieren. Ferguson sieht in einem diglossischen normativen Hiat eine relativ stabile Sprachschichtungssituation, die von der betroffenen Sprechergemeinschaft akzeptiert wird. Zamora Salamanca scheint jedoch – wie auch kritische Nachfolger Fergusons (vgl. Meisenburg 1999: 20–21) – einen normativen Hiat als intrinsisch konfliktuell aufzufassen (vgl. Zamora Salamanca 1985: 243): Wenn eine Divergenz zwischen kodifizierter Norm und Gebrauchsnorm besteht, so drängt diese quasi „natürlich“ zur Auflösung, i.e. zur (Wieder-)Annäherung von Kodifikation und Gebrauchsnorm. Kommt diese (Wieder-)Annäherung dann doch nicht zustande, so kann dies häufig auf sozial-hierarchisch oder politisch motivierte Verweigerungsstrategien bestimmter sozialer Gruppen zurückgeführt werden, die den ‚Besitz‘ der kodifizierten Norm als Statussymbol auffassen und – meist eigennützig – sprachliche Kontrolle ausüben (Zamora Salamanca 1985: 243). Schließt man sich einer solchen Sichtweise an, erscheint ein normativer Hiat unvermeidbarerweise in einem negativen Licht: als unnatürlich und transitorisch oder – schärfer formuliert – als undemokratisch und sozial segregativ. Konvergenz und Kongruenz von präskriptiven und deskriptiven Sprachnormen, obwohl oder gerade wegen ihres empirischen Ausnahmecharakters, eignet hingegen eine *per se* positive Konnotation.

Dieses Konfliktpotential gilt nun in besonderer Deutlichkeit für den Bereich der Schriftlichkeit. Wenn die kodifizierte Norm als Endprodukt eines Standardisierungsprozesses größtenteils oder – nach Meinung der Prager Schule (vgl. Jedlicka/Chloupek 1988: 1650 und *passim*) – gänzlich mit schriftsprachlicher Norm zusammenfällt, wäre ein Hiat zwischen – primär oraler – Gebrauchsnorm und skripturaler Norm in jedem Fall ungünstig, und seine Überwindung sollte Gegenstand und Ziel sprachpolitischer Bemühungen sein. In der Tat ist in der soziolinguistischen Literatur häufig von der sozial selektiven Wirkung von – chronisch konservativen, da auf Stabilität und Dauer (Zamora Salamanca 1985: 233) ausgerichteten – schriftsprachlichen Normen gesprochen worden, und die Devise „Schreibe, wie du sprichst“ gilt spätestens seit der Aufklärung als ein Ausdruck von und Aufruf zu

sozialer Emanzipation. Die Problematik der Divergenz zwischen Gebrauchsnorm und skripturaler Norm, *vulgo* zwischen gesprochener Sprache und Schriftsprache stellt sich auch und gerade, wenn man sich mit Regional- und Minderheitensprachen beschäftigt. Anders als die innerhalb eines Staatsgebildes oder international dominanten ‚Kultursprachen‘, die meist über eine lange, ununterbrochene skriptomale Tradition verfügen und daher als „Sprachen mit konsolidierter Schriftlichkeit“ (SKS) angesprochen werden können, befinden sich die Regional- und Minderheitensprachen – insbesondere im geographischen Kontext der europäisch-abendländisch geprägten Welt – heute häufig in einem Prozess der erstmaligen Entwicklung oder der Wiederaufnahme einer manchmal über Jahrhunderte unterbrochenen skripturalen Tradition, wären also als „Sprachen mit emergenter Schriftlichkeit“ (SES) zu bezeichnen. Die Tatsache, dass im Falle der SKS schriftsprachliche Normen, auch wenn sie von oralen Normen abweichen mögen, kraft ihrer Historizität gestützt und geschützt sind, im Falle der SES diese schriftsprachlichen Normen aber erst gegenwärtig quasi ‚in Echtzeit‘ – und häufig unter Zeitdruck – erarbeitet werden, erklärt, weswegen bei der Standardisierung und Kodifizierung dieser Regional- und Minderheitensprachen das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit von besonderer Virulenz ist.

## **2.2 Der Primat der Oralität in Sprachen mit emergenter Schriftlichkeit**

Die gesprochene Sprache ist phylogenetisch wie ontogenetisch primär, geschriebene Sprache in jedem Fall ein sekundäres, für das Funktionieren und den Erhalt der Sprache nicht (unbedingt) notwendiges Artefakt. In europäisch geprägten Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften gilt jedoch die Existenz einer geschriebenen Form als essentiell für die Funktionsfähigkeit einer Sprache und die Verfügbarkeit schriftsprachlicher Kompetenz als soziale ‚Grundausstattung‘ der Mitglieder der Sprachgemeinschaft. Für Regional- und Minderheitensprachen in solch einem sozioökonomischen Gefüge hat dies zwei wichtige Auswirkungen: Zum einen stehen sie unter dem Druck, eine schriftsprachliche Norm auszubilden, und umgekehrt gilt die Existenz (oder Emergenz) einer solchen Norm als Legitimation ihres Status als Sprache(n). Die weit überwiegende Zahl der Sprecher dieser Regional- und Minderheitensprachen ist jedoch individuell zweisprachig, verfügt über mündliche Kompetenz auch in der dominanten (Staats-)Sprache und zugleich bereits über eine – mehr oder minder sichere – schriftliche Kompetenz in dieser dominanten Sprache, die für gewöhnlich der Kategorie der SKS zuzurechnen ist; die Ubiquität von Schriftlichkeit in europäisch geprägten Gesellschaften impliziert also andererseits, dass es im Falle der SES nicht um eine Primäralphabetisierung geht, sondern um eine zusätzliche oder komplementäre, chronologisch oft spätere skriptomale Kompetenz(erlangung).

Bei solch einer Konstellation ist es nicht allzu überraschend, dass der Prozess der (Wieder-)Verschriftung von Regional- und Minderheitensprachen ganz an-

ders abläuft, als dies bei schon lange schriftlich gebrauchten dominanten Sprachen der Fall war; die zeitliche Kürze des Prozesses, die sich daraus ergibt, dass die Verschriftung einer bis dato nicht schriftlich gebräuchlichen dominierten Varietät häufig als eine Art ‚Notmaßnahme‘ angesichts unterbrochener natürlicher Sprachtransmission und sich anbahnendem Sprachentod ergriffen wird, ist nur eines der Spezifika der Standardisierung und Kodifizierung von SES. Vor allem aber legen die Mitglieder der betroffenen Sprachgemeinschaft, also die Sprecher des dominierten Idioms und die potentiellen Nutzer der entstehenden Schriftsprache, häufig ganz andere Anforderungs- und Bewertungskriterien an diese neue, aus der dominierten Sprache hervorgehende schriftsprachliche Norm an, als sie dies für die schriftsprachliche Norm der dominanten Sprache, in der sie ebenfalls – zumindest teilweise – kompetent sind, je tun würden. Das zentrale Element dieses Phänomens, das man als schriftlichkeitsbezogene ‚evaluative Schizophrenie‘ bezeichnen könnte, ist die Bedeutung, die die Sprecher (und häufig, was nicht dasselbe zu sein braucht, die involvierten Sprachplaner) in diesem Emergenzprozess der Oralität zumessen, und die Heftigkeit, mit der die Gefahr eines normativen Hiats zwischen Sprachgebrauch und Schriftlichkeit, zwischen deskriptiver und präskriptiver Norm, zwischen Sprech- und Schriftsprache beschworen wird. Konsequenz dessen ist, dass in den SES vielfach eine solche Nähe der schriftlichen Norm zur Oralität angestrebt – und bisweilen erreicht – wird, wie sie in Fällen von SKS empirisch selten ist und funktional – im Hinblick auf die Zielsetzungen, die mit einer Schriftsprache verbunden sind – auch nur als unzweckmäßig oder zumindest fragwürdig bezeichnet werden kann. Dies soll im Folgenden anhand von galloromanischen Minderheitensprachen und Regionalidiomen illustriert werden.

## **2.3 Fallbeispiele**

### **2.3.1 Konkurrierende Kodifizierungen des Okzitanischen**

Eines der bekannteren Beispiele konkurrierender schriftsprachlicher Normen in der Romania betrifft das Okzitanische, die flächen- und wohl auch sprechermäßig bedeutendste Regionalsprache Südfrankreichs, deren Verbreitungsgebiet auch in einzelne Gebirgstäler Piemonts und Kataloniens ausgreift und die auf ein bedeutendes mittelalterliches literarisches Erbe, vor allem in Form der für weite Teile Europas beispielgebenden Liebeslyrik der *trobadors* des 12. und 13. Jh., verweisen kann.<sup>1</sup> Nach einer Phase geringer literarischer Produktivität und allgemein rezessiver Skripturalität erlebte das Okzitanische ab der zweiten Hälfte des 19. Jh. eine literarische Renaissance, in deren Folge die Frage der Kodifizierung eine zentrale

---

<sup>1</sup> Zur Situation des Okzitanischen allgemein siehe Kremnitz (1981), Sauzet (1988), Bistolfi (2002); spezieller zur hier behandelten Thematik Kremnitz (1974; 1993), Sauzet (2002), Sibille (2002, mit Text-/Graphiebeispielen).

Stellung einnehmen sollte. Dabei formierten sich, vereinfachend ausgedrückt, jene beiden Lager, die sich in ähnlicher Form in der Normierungsgeschichte nahezu aller kodifizierten romanischen Sprachen irgendwann gegenüber standen, nämlich zum einen die Vertreter einer eher phonienahen Graphie (die, der Terminologie von Meisenburg 1996 folgend, als ‚flache‘ (Ortho-)Graphie angesprochen werden kann) und zum anderen die Anhänger einer eher morphologienah-etymologisierenden Verschriftung (nach Meisenburg als ‚tiefe‘ (Ortho-)Graphie zu bezeichnen). Der Kodifizierungsvorschlag gemäß der ersten Tendenz ist heute als *Félibrige*-Graphie bekannt, bezeichnet nach der Gruppe um den Dichter Frédéric Mistral, die Initiator und Hauptträger der literarischen Erneuerung der Sprache war; der etymologisierend-tiefe Kodifizierungsvorschlag wird als ‚klassische‘ Graphie oder – häufiger – als *Alibert*-Graphie bezeichnet, benannt nach dem toulousaner Linguisten Louis Alibert, der dieses Normierungsprojekt ab den 1930er Jahren maßgeblich vorantrieb.

Der Antagonismus zwischen *Félibrige*- und *Alibert*-Graphie ist unter verschiedenen Vorzeichen interpretiert worden, so u.a. als ein geographischer (die *Félibrige*-Graphie entstand in der Provence, war für das provenzalische Okzitanisch maßgeschneidert und wird bis heute in der Provence bevorzugt; die *Alibert*-Norm bezieht sich – neben der mittelalterlichen Koiné – vor allem auf das Languedokische) und als ein politisch-weltanschaulicher (konservativ-traditionalistisch und frankreichtreu im Falle der Vertreter der *Félibrige*-Strömung, progressiv und frankreichkritisch bis separatistisch im Falle der Anhänger der *Alibert*-Graphie). Die *Félibrige*-Kodifizierung wird bisweilen als ‚lokalistisch‘ kritisiert, während die *Alibert*-Kodifizierung als unitaristisch (im Sinne von: überdialektal, das gesamte okzitanische Diasystem überdachend) erachtet wird. Diese Sichtweise ist insofern nicht korrekt, als die *Félibrige*-Kodifizierung – zumindest in der Konzeption ihrer maßgeblichen Kodifikatoren, Roumanille und Mistral – ebenfalls überdialektal-gesamtdiasystematisch Geltung haben sollte. Auch sind sich beide Kodifikationen darin ähnlich, dass sie *eine* Varietät des Okzitanischen als Grundlage wählen, das Languedokische toulousaner Prägung bei Alibert, das unterrhônische Provenzalisch bei Roumanille / Mistral. Allerdings ist der Anpassungsdruck an diese Basisvarietät im Falle der *Félibrige*-Kodifizierung deutlich stärker (das Unterrhônische wird – in gewisser Weise analog zum florentinischen Toskanisch der *tre corone fiorentine* im Fall der Kodifizierung des Italienischen – als ‚würdig‘ genug betrachtet, um von allen anderen okzitanischen Dialektgruppen und -sprechern als Hochsprache akzeptiert zu werden, namentlich unter Verweis auf das Werk Mistrals), während die *Alibert*-Kodifizierung hier deutlich offener und – aufgrund ihres nicht-phonetischen Charakters – auch flexibler gegenüber anderen Dialekten ist und sich damit bereits im Übergangsbereich zwischen monozentrisch basierter und pluri-zentrisch-vermittelnder Standardisierung befindet.

Diesen Vorteil der *Alibert*-Graphie – abgesehen von ihrer faktischen Akzeptanz in weiten Bereichen des Sprachgebiets (abgesehen von Teilen der Provence) und ihres sich aus mehreren Jahrzehnten (wenn auch nicht offiziell-professionel-

ler) Kodifizierungsarbeit ergebenden relativ hohen Elaborierungsgrads – wollte auch die Expertenkommission nutzen, die in den Jahren 1981/82 im Auftrag der katalanischen Regionalregierung einen Entwurf für eine schriftsprachliche Kodifikation des aranesischen Okzitanisch zu erarbeiten hatte.<sup>2</sup> Das am Nordwestrand Kataloniens gelegene Arantal (okz. *Val d’Aran*) mit ca. 6000 Einwohnern öffnet sich geographisch nach Frankreich hin und nimmt daher seit dem Mittelalter eine sowohl politische als auch sprachliche Sonderstellung – zunächst in Aragonien-Katalonien, dann in Spanien – ein. Die dort gesprochene autochthone Varietät ist ein Subdialekt des Gaskognischen, das selbst den südwestlichen Dialektraum des okzitanischen Diasystems bildet. Durch die Tatsache, eine „Minderheit in der Minderheit“ darzustellen, kamen die Aranesen in den Genuss einer besonders wohlwollenden Sprachpolitik von seiten der in postfranquistischer Zeit wieder eingesetzten Generalitat de Catalunya, und bereits im katalanischen Autonomiestatut von 1979 wurde dem Aranesischen besonderer Schutz und Verankerung im Schul- und Bildungswesen in Aussicht gestellt. Jedoch machte die geplante Verwendung als Schulsprache und ein neben dem Spanischen und Katalanischen kooffizieller amtlicher Gebrauch des Talidioms eine rasche Kodifizierung unverzichtbar, zumal bis dahin eine nennenswerte aranesische Schriftlichkeit (stradition) – abgesehen von eher bescheidenen dialektliterarischen Initiativen – nicht bestanden hatte. Die von der katalanischen Regierung eingesetzte Expertenkommission, der Philologen von beiden Seiten der Pyrenäen angehörten, verwarf die Option einer lokalistischen „Insellösung“ (wie wir sie im übernächsten Abschnitt beim Jersey-Französischen kennenlernen werden) und gab von den beiden im okzitanischen Sprachraum existierenden Kodifizierungsmodellen der *Alibert*-Graphie den Vorzug; allerdings enthielten die 1982 vorgelegten „Nòrmes ortogràfiques de aranés“ bei aller erklärten Nähe zu den Phonem-Graphem-Zuordnungen der *Alibert*-Graphie dann doch eine Reihe von Zugeständnissen an die Spezifität der aranesischen Lautungen, wodurch sich eine gewisser differentieller Charakter bei der graphischen Wiedergabe bestimmter (meist hochfrequenter) Morpheme ergibt. Indessen ließen die Väter dieser ersten Kodifizierung keinen Zweifel daran, dass es sich hier nur um ein vorläufiges Modell handeln sollte und dass Rekodifizierungen, die besagte differentielle Züge zwischen der aranesischen Kodifikation und der in Frankreich verbreiteten *Alibert*-Graphie (vor allem in ihrer gaskognischen Ausprägung) abbauen könnten, in späteren Entwicklungsstadien und mit zunehmender Konsolidierung der schriftsprachlichen Norm durchaus intendiert seien.

Es kann kaum überraschen, dass eine derart dezidiert ‚unitaristische‘ Kodifizierungsstrategie über Staatsgrenzen hinweg in der aranesischen Sprachgemeinschaft nicht nur auf Zustimmung stieß. Lamuela (1990) analysiert ein Manifest von Gegnern der von der spanisch-französischen Expertenkommission ausgearbeiteten Norm. Die Argumente, die von diesen Gegnern vorgebracht werden, sind

---

<sup>2</sup> Zum aranesischen Okzitanisch siehe allgemein Suils/Furness (1999), Suils/Huguet (2001); spezieller zur hier behandelten Fragestellung Viaut (1988), Winkelmann (1991), Pusch (1998, mit Text-/Graphiebeispielen).



vielfältig; zum einen sehen sie eine kulturelle ‚Vereinnahmung‘ durch Vertreter eines politisch motivierten Okzitanismus, mit dem sie sich nicht vereinbaren können oder wollen. Zum anderen aber – und dies betrifft eher die linguistische Seite des Kodifizierungsvorschlags – sprechen sie der aus auswärtigen und teilweise gar ausländischen Experten bestehenden Kommission jede Kompetenz in Fragen des Talidioms ab, das sie als ‚innere Angelegenheit‘ der Aranesen erachten; und – und das ist an dieser Stelle das Relevante – sie werfen der *Alibert*-nahen Kodifizierung des Aranesischen vor, ein akademisches Konstrukt zu sein, das im Widerspruch zur als authentisch empfundenen oralen Praxis im Tal stehe. Im schulischen Kontext, so wird vorgeschlagen, soll eine schriftsprachliche Kodifikation erst zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen, vermutlich – so lässt sich das gegen die Norm gerichtete Dokument lesen – wenn sich so etwas wie ein ‚oraler schulsprachlicher Standard‘ herauskristalliert habe („Deseamos que en las escuelas se enseñe el aranés auténticamente hablado y en su día y cuando no haya dudas que se pase a la escritura“; zit. nach Lamuela 1990: 165). Hier wird also unter Umkehrung der im Zuge von Sprachstandardisierung erwartbaren Abfolge der Standardisierungsschritte ein oraler Standard als Ausgangspunkt für einen eventuellen (möglicherweise gar nicht zwingend notwendigen?) skripturalen Standard postuliert und damit der Oralität der uneingeschränkte Primat zugestanden. Dieses Postulat wird von den Kritikern auch *expressis verbis* formuliert, wenn sie an anderer Stelle schreiben: „Queremos un aranés en el que cada grafía corresponda lo más exactamente posible al sonido que representa“ (nach Lamuela 1990: 165). Motivation für dieses Postulat ist die Furcht vor dem o.a. normativen Hiat, ausgehend von der – fragwürdigen – Annahme, dass nur ein oralitätsnaher (schrift-)sprachlicher Standard leicht lern- und vermittelbar sei.<sup>3</sup>

Im Falle des aranesischen Okzitanisch konnte diese Opposition gegen eine etymologisierend-tiefe (Ortho-)Graphie und gegen eine unitaristische (i. S. v.: sich an das gesamt-okzitanisch vermittelnde Schriftsprachenmodell *Aliberts* anlehende) Kodifizierung nicht die Oberhand gewinnen; die „Nòrmes ortogràfiques“ wurden 1983 für verbindlich erklärt und seither – im Zusammenhang mit einem umfassenden Korpusausbau des Aranesischen – kontinuierlich weiterentwickelt, und sie haben vor allem dank ihres generalisierten Gebrauchs als Lehr- und als Zielsprache in der Schule (vgl. Suils/Huguet 2003) offensichtlich inzwischen in der Sprachgemeinschaft weitestgehende Akzeptanz gefunden.

---

<sup>3</sup> Vgl. eine weitere Aussage der Kritiker: „Queremos un aranés que cualquier persona aranesa medianamente culta pueda entender y escribir aunque no haya estudiado “occitano”.“ (nach Lamuela 1990: 165).

### 2.3.2 Die Bemühungen um eine schriftsprachliche Kodifizierung des Frankoprovenzalischen

Das Frankoprovenzalische, die zweite hier anzusprechende südgalloromanische Sprache, befindet sich heute in einer dem Okzitanischen vergleichbaren, aber noch problematischeren soziolinguistischen Situation: Es handelt sich um ein Dialektbündel, das seine – für die Ausbildung eines Sprachbewusstseins durch die Sprechergemeinschaft(en) denkbar ungeeignete – kompromissartige und missverständliche Sprachbezeichnung im ausgehenden 19. Jh. durch den Linguisten Ascoli erhielt, der zwischen den um Lyon, Genf und Aosta gesprochenen Varietäten strukturelle Gemeinsamkeiten entdeckte, die sich möglicherweise als Ergebnis der frühen Phase der zweiten Romanisierungsetappe in Gallien im 1. Jh. v. Chr. interpretieren lassen. Ähnlich wie im Falle des Okzitanischen, erstreckt sich das Verbreitungsgebiet des Frankoprovenzalischen heute auf drei Staaten (Frankreich, Italien und die Schweiz), wobei – auch dies eine Ähnlichkeit zum Okzitanischen – das Idiom im Staat mit dem geringsten territorialen Anteil, nämlich in Italien, wo das Frankoprovenzalische vor allem in der autonomen Region Vallée d’Aoste / Valle d’Aosta gesprochen wird, am lebendigsten ist.<sup>4</sup> Während man in der Schweiz recht gut über die (wenigen) Rückzugsgebiete der Sprache Bescheid weiß, die sich auf die Landschaft Gruyère im Kanton Fribourg und einzelne Täler im Kanton Wallis konzentrieren, liegen über die Situation des Frankoprovenzalischen in Frankreich kaum gesicherte Informationen vor. Die Sprache als solche und die akademische Sprachbezeichnung sind – insbesondere den Sprechern – kaum bekannt; die frankoprovenzalischen Dialekte werden allgemein als patois bezeichnet, allerdings in der Schweiz und im Aostatal ohne die negativen Konnotationen, die diesem Begriff in Frankreich anhaften.

Ein Unterschied zwischen dem Okzitanischen und dem Frankoprovenzalischen besteht darin, dass letzteres nie eine Kultur- oder eine etablierte Literatursprache war und sich somit auch nicht – wie im Fall des trobadoresquen und administrativen Okzitanisch des Hochmittelalters – eine frühe Koinè herausbildete, auf die bei einer Neukodifizierung zurückgegriffen werden konnte, wie mit der *Alibert*-Graphie für das Okzitanische geschehen. Dennoch finden sich auch im Fall des Frankoprovenzalischen die beiden gegensätzlichen Lager wieder, die sich beim Okzitanischen und vielen anderen Sprachen gegenüberstanden und -stehen: Die dominante Kodifikation des Frankoprovenzalischen, die ab den 70er Jahren des 20. Jh. erarbeitet wurde und an der auch Dialektologen und Linguisten maßgeblich mitgewirkt haben, ist streng phonetisch-flach. Gemäß der Einschätzung von G. Tuailon, einem der besten Kenner des Frankoprovenzalischen, der es als „langue dialectale“ anspricht, also als Sprache „[qui] n’existe nulle part à l’état pur [...], une langue qui n’existe que sous la forme de l’infinie variation géolingu-

---

<sup>4</sup> Zum Frankoprovenzalischen allgemein Tuailon (1988); speziell zur hier behandelten Thematik Martin (2002). Stich (1999: 155-347) liefert Text- und Graphiebeispiele.

istique“ (nach Stich 1999: 12), erschien den Kodifikatoren dieses Modells, die in einem Studienkreis „Groupe de Conflans“ organisiert waren, von welchem die Graphie auch ihren Namen erhielt, für ein dialektal fragmentiertes Idiom ohne normative Tradition das einzig angemessene. Gegenüber der *Conflans*-Graphie hat ein Einzelkodifikator, D. Stich, den Vorschlag einer semi-etymologischen und von daher tieferen, bewusst dialektübergreifenden Graphie vorgebracht, die er als ORA-Graphie („Orthographe de Référence A“, Stich 1999: 36 und *passim*) und – in ihrem Ansatz – als „nécessairement [...] morphologique, archaïsante et étymologique“ (Stich 1999: 36) bezeichnet.

Der Gegensatz ‚*Conflans*-Graphie vs. ORA-Graphie‘ im Frankoprovenzalischen hat durchaus Ähnlichkeiten mit dem Antagonismus ‚*Félibrige*-Graphie vs. *Alibert*-Graphie‘ im Bereich des Okzitanischen, wenn auch natürlich unter sehr unterschiedlichen Vorzeichen und Umständen. Eine Besonderheit der frankoprovenzalischen Kodifizierungssituation ergibt sich daraus, dass dem Autor der ORA-Graphie – wie schon angedeutet – keine ‚alt-frankoprovenzalische‘ Schrifttradition zur Verfügung steht und er also etymologisierende Züge der Graphie nur direkt an das Lateinische oder an ein – dann natürlich ahistorisches – ‚Gemeinromanisch‘ anbinden kann. Stich entscheidet sich aber teilweise anders und fasst unter die etymologisierenden Züge auch orthographische Anleihen beim Französischen (das natürlich selbst eine hochgradig etymologisierende Graphie besitzt); der Kodifikator begründet dies mit der notwendigen Rücksichtnahme auf die „habitudes graphiques des patoisants eux-mêmes“ (Stich 1999: 36), die ja (wahrscheinlich) alle eine Primäralphabetisierung im Französischen erfahren haben und skripturale Kompetenz im Standardfranzösischen besitzen. Es ergibt sich so die auf den ersten Blick kurios anmutende Situation, dass die – ihrem Typus nach so gegensätzlichen – Kodifizierungsmodelle beide auf die (Ortho-)Graphie der dominanten Sprache Französisch zurückgreifen: die *Conflans*-Graphie vor allem auf der Ebene der Phonem-Graphem-Beziehungen, die ORA-Graphie zusätzlich (und vor allem) auf der morphologischen Ebene und hinsichtlich des graphischen Habitus der Wörter.

Das überdialektal-tiefe Graphiemodell ORA hat sich – sofern man sich dazu nach so kurzer Zeit ihres Bestehens überhaupt äußern kann – nicht wirklich durchsetzen können. Kritische Stimmen bemängeln – nicht ganz originell, aber für die hier behandelte Fragestellung signifikant – vor allem den Abstand, den die „abstrakte“, als „artifizuell“ gebrandmarkte ORA-Kodifizierung zwischen Graphie und (natürlich ausschließlich oraler!) Primärmundart schafft, den schon mehrfach erwähnten normativen Hiat: „Le lecteur patoisant“, so fragen die Kritiker, „et a fortiori le non-patoisant, s’astreindra-t-il à l’effort d’abstraction nécessaire à l’assimilation d’un système reconstruit [sc. etymologisant; C.P.], pour accéder ensuite au patois précis, qui seul l’intéresse?“ (nach Martin 2002: 81). Auch hier wird also das „patois précis“ als Ausdruck der oralen Praxis in den absoluten Vordergrund gerückt und als primärer, ja einziger Fokalisationspunkt eines möglichen Interesses für eine skripturale Praxis des Frankoprovenzalischen behandelt – eine

erstaunlich begrenzte Sichtweise auf die Potenzialitäten von emergenter Schriftlichkeit, die hier von Fachleuten, die es besser wissen müssten (die zitierte Kritik stammt von Dialektologen), an den Tag gelegt wird. Hingegen sieht der inkriminierte Kodifikator – wohl durchaus zu Recht –, dass der vermeintliche Graben zwischen Skripturalität und Oralität, der durch den normativen Hiatus geschaffen wird, gar keiner oder zumindest kein sehr tiefer ist, wenn er auf die Fähigkeit der Rezipienten vertraut, bei der Lektüre mental in ihren (oralen) Dialekt oder Idiolekt ‚zu übersetzen‘ (vgl. Stich 1999: 35–36).

Eine Frage, die im Kontext des Frankoprovenzalischen (aber nicht nur dort) gestellt werden muss, ist natürlich die der intendierten Funktionen eines skripturalen Standards und der Notwendigkeit einer dialektübergreifenden Kodifikation. Wie eingangs unter Verweis auf Koch/Oesterreicher (1985) bereits angedeutet, ist eine schriftsprachliche Norm nur dann sinnvoll, wenn auch ‚schriftsprachliche‘, d.h. – mit Koch/Oesterreicher – distanzsprachliche Kommunikationsbedürfnisse auftreten und befriedigt werden müssen oder aber (und das gilt vor allem für SES) wenn es der erklärte Wille einer sozial relevanten Teilgruppe der ethnolinguistischen Gemeinschaft ist, solche distanzsprachlichen Kommunikationssituationen anzustreben und herbeizuführen. Für dialektale Gelegenheitsdichtung und Mundartliteratur, auch wenn diese möglicherweise eine gewisse Überregionalität anstrebt, ist die Existenz einer *ad-hoc*-Norm oder eine mehr oder minder kohärente phonetische Abbildung der oralen Realisierung – also eine typische Dialektgraphie – ausreichend, zumal solche Texte im Allgemeinen gar nicht primär auf distanzsprachlich-skripturale Rezeptionsformen abzielen. Daneben muss die Frage nach Zweck und Notwendigkeit einer schriftsprachlichen Norm natürlich auch im Hinblick auf Parameter wie die strukturelle Nähe zur überdachenden SKS oder die demographische Relevanz der potentiellen Rezipientengruppe gestellt werden, wie das letzte Fallbeispiel verdeutlicht.

### **2.3.3 Die differentielle Kodifizierung des normannischen Französisch auf Jersey**

Das Normannische der Kanalinsel Jersey vor der Küste des französischen Continents gehört zu den *oïl*-Dialekten, die für gewöhnlich dem französischen Diasystem zugerechnet werden; die Eigenbezeichnung dieses inselnormannischen Subdialekts lautet *Jèrriais*.<sup>5</sup> Die Insel Jersey gehörte – u.a. politisch, kirchlich und sprachlich – ebenso wie ihre Schwesterinseln Guernsey / Guernesey, Alderney / Aurigny und Sark / Sercq zum Herzogtum der Normandie, wurde jedoch nach dessen Eroberung zu Beginn des 13. Jh. nicht dem französischen Königreich einverleibt und unterstand ab diesem Zeitpunkt – als im Prinzip eigenständiges Staatsgebilde – der

<sup>5</sup> Zur Sprachsituation auf den Kanalinseln allgemein siehe – material- und beobachtungsreich, aber recht unstrukturiert – Lösch (2000); zur hier einschlägigen Problematik Jones (2000; 2001).

englischen Krone. Mehrere Jahrhunderte politischer Bindung an Großbritannien hatten jedoch wenig sprachliche Auswirkungen, da mit dem räumlich sehr viel näher liegenden Frankreich weiterhin intensive Kontakte und Austausch bestand; erst ab dem 19. Jh. nahm dank verbesserter Verkehrsverbindungen und infolge des aufkommenden Tourismus die Präsenz von Briten und damit auch die Präsenz des Englischen auf Jersey rapide zu. Das (Standard-)Französische, das noch im 19. Jh. die dominante Schrift-, Kirchen- und Gerichtssprache war, gab diese Funktionen allmählich an das Englische ab, und die mündliche Praxis des inselnormannischen Dialekts ging stark zurück. Den entscheidenden Schlag, der den Sprachentod des *Jèrriais* einläutete, versetzte aber – zumindest indirekt – die deutsche Besetzung im 2. Weltkrieg: Im Vorfeld der Besetzung Jerseys durch die deutsche Armee waren 1940 etwa 20% der Bevölkerung – darunter viele Kinder – nach Großbritannien evakuiert worden; nach dem Krieg kehrten sie angliert auf die Insel zurück. Damit war die natürliche Transmission des Jersey-Normannischen endgültig unterbrochen. Dieser Umstand, die sozioökonomischen Umwälzungen, die in der Nachkriegszeit auf der Insel eintraten (welche sich in eine Steueroase für Unternehmen und Vermögende verwandelte), und eine über Jahrzehnte währende Gleichgültigkeit gegenüber Sprachenfragen von Seiten der Politik bewirkten, dass gegenwärtig kaum mehr als 7% der Bevölkerung – also zwischen 5000 und 6000 Personen – als des Inseldialekts mächtig bezeichnet werden können.

Allerdings gibt es seit den 1960er Jahren Ansätze der Sprachpflege und seit dem letzten Jahrzehnt des 20. Jh. auch eine zaghafte Sprachplanung zugunsten des Inseldioms, das seither u.a. in Sprachkursen und in allerdings fakultativem und unregelmäßig angebotenen Schulunterricht vermittelt wird, eine bescheidene Medienpräsenz aufgebaut hat und im kulturell-literarischen Bereich sowie in symbolisch-ostentativer öffentlicher Schriftlichkeit (Straßenschilder, Hausnamen etc.) verstärkt präsent ist, wenngleich nach wie vor das Engagement ausschließlich von Privatpersonen und -institutionen ausgeht. Alle genannten, neu oder wieder erschlossenen Funktionsdomänen sind solche, die eine schriftsprachliche Norm verlangen. In früheren Jahrhunderten wurden diese nicht-nahesprachlichen Domänen, wie erwähnt, naheliegenderweise vom Standardfranzösischen, das das Jersey-Normannische linguistisch überdacht, abgedeckt. Die Sprachpfleger und -planer der Gegenwart setzen jedoch auf eine eigene und damit gegenüber dem Standardfranzösischen differentielle Kodifizierung. Grundlage dieses Standard-*Jèrriais* ist ein spezifischer Lokaldialekt, die Ortsmundart der Gemeinde St Ouen im Westen der Insel. Für die Wahl dieses Lokaldialekts als Basis der Kodifizierung gibt es gute Gründe: Zum einen gehört diese Gemeinde zu jenen, in denen der normannische Dialekt noch am lebendigsten ist (etwa 14% der Einwohner beherrschen ihn), zum andern kommt der Hauptkodifikator und Autor eines umfangreichen, 1966 erschienenen inselnormannisch-französischen Wörterbuchs aus dieser Gemeinde. Auch scheint der Ortsdialekt von St Ouen ausreichend Prestige zu besitzen, um von den Sprechern anderer Subdialekte als Referenzvarietät anerkannt zu werden.

Die Frage, die sich hier stellt, ist aber nicht die, ob eine andere Ortsmundart oder ein anderes Kodifizierungsmodell als das beschriebene, monozentrisch basierte besser als Basis einer Kodifikation des *Jèrriais* geeignet wäre; die Frage ist vielmehr, ob die linguistischen Affinitäten, die zwischen dem Inselnormannischen Jerseys und dem Französischen bestehen, sowie die soziolinguistische Gesamtsituation der Insel, wo dem nahezu extinkten Inselidiom die Weltsprache Englisch als dominante Varietät gegenübersteht, eine Eigenkodifikation des *Jèrriais* überhaupt angezeigt erscheinen lassen oder rechtfertigen. Ein Vergleich von in Schrift-*Jèrriais* verfassten Texten mit entsprechenden in Standardfranzösisch verschrifteten Paralleltexten macht sofort deutlich, dass der ‚Verfremdungseffekt‘ sehr groß ist,<sup>6</sup> obwohl die Kodifikatoren des Schrift-*Jèrriais* Wert darauf legen wollen, so eng wie möglich am Schriftfranzösischen zu bleiben. Angesichts der Tatsache, dass das schriftfranzösische System nun gerade nicht durch sehr eindeutige Phonem-Graphem-Beziehungen gekennzeichnet ist, sondern eher durch Oraltätsferne, darf in Zweifel gezogen werden, ob gerade dieses System die Grundlage für eine Kodifizierung bilden sollte, die sich die graphische Wiedergabe von zahlreichen lautlichen und satzphonetischen Spezifika einer Ortsmundart zum Ziel setzt. Anders ausgedrückt: Der skripturale Standard des Inselnormannischen von Jersey ist eigentümlich genug, um nicht ohne Weiteres als ‚Französisch‘ identifiziert zu werden, jedoch für die Rezipienten eigentlich nur dann zugänglich, i.e. ‚re-oralisierbar‘, wenn sie mit dem skripturalen Standard des Französischen vertraut sind.

Daher ist an dieser Stelle die Frage unvermeidlich, warum dann nicht gleich – im Zuge der Bemühungen um schriftsprachliche Stützung des *Jèrriais* und um Wiedereinführung des Inselidioms in distanzsprachliche Kommunikationssituationen und Register – das Schriftfranzösische gewählt wird, in das dialekttypische Lexeme und gegebenenfalls auch einzelne morphologische Elemente von hoher Frequenz und großen Identifikationspotenzial aufgenommen werden können; solche moderat vermittelnden Adaptationen des Schriftfranzösischen wurden in anderen Teilen der frankophonen Welt, z.B. für Schulbücher im mehrsprachig-französischsprachigen US-Bundesstaat Louisiana, mit einem gewissen Erfolg eingesetzt (vgl. Valdman 1995, Pöll 1998).

Eine differentielle Dialektgraphie wie das aktuell propagierte Schrift-*Jèrriais* können zweifelsohne erfolgreich eingesetzt werden, um bestimmte Bereiche nicht-literarischer Skripturalität zu besetzen, etwa den symbolisch-ostentativen Gebrauch für Straßenschilder, Gast- und Wohnhausnamen und dergleichen. Die deutliche Devianz einer differentiellen Graphie von allen übergeordneten Normvarietäten – der englischen als sozialer und der französischen als linguistischer Überdachungsvarietät – garantiert, dass solchermaßen Verschriftetes auffällt; ob über das Auffallen, über den identifikatorischen Akt der demonstrativen „Anderssprachigkeit“ hinaus eine kommunikativ-referentielle Funktion erfüllt

---

<sup>6</sup>Vgl. die zahlreichen Text- und Graphiebeispiele, die auf der Website der Société Jersiaise, der wichtigsten sprachaktivistisch tätigen Institution von Jersey, mit standardfranzösischen und englischen Paralleltexten verfügbar sind (<<http://www.societe-jersiaise.org>>).

wird, muss stark bezweifelt werden. Eine Sinnhaftigkeit der oralitatsnahen Eigenkodifizierung eines monozentrisch-ortsmundartlich basierten Schrift-Inselnormannischen Jerseys ist daher kaum auszumachen; dies um so weniger, als der als „eigen“ empfundene (und wertgeschatzte) Dialekt über einige Jahrhunderte erfolgreich vom Standardfranzösischen skriptural abgedeckt wurde – eine Konstellation, an die man hätte anknüpfen können –, und noch weniger, als es erklärtes Ziel der Sprachkodifikatoren und -planer ist, dank der Standardisierung des *Jèrriais* neue Sprecher zu gewinnen, namentlich in der Schulkindergeneration. Für diese Zielgruppe ist zwar das Standardfranzosische eine ähnlich fremde Sprache wie der normannische Inseldialekt. Es erscheint jedoch naheliegend, dass sich der Dialekt – als letztlich immer noch primär mündliche Varietät, deren orale Praxis stabilisiert werden soll – besser durch eine verstärkte Förderung einer skripturalen Zweisprachigkeit ‚Schriftenglisch + Schriftfranzosisch‘ schützen und unter Rückgriff auf sprachliches Transferwissen der Schüler vermitteln ließe als durch eine skripturale Zweieinhalb- oder Dreisprachigkeit ‚Schriftenglisch + Schrift-*Jèrriais* + Schriftfranzosisch‘, auf die es nach dem jetzigen Modell angesichts der Präsenz des (Frankreich) Französischen auf Jersey vor allem durch den Tourismus französischer Provenienz letztlich hinauslaufen dürfte.

Welches der bessere Weg ist, um die Entwicklung Jerseys hin zur englischen Einsprachigkeit zu bremsen oder umzukehren, muss letztlich Spekulation bleiben. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass eine erfolgreiche Implementierung der oralitatsnahen *Jèrriais*-Kodifikation auch die Stellung des Standardfranzösischen stärkt. Wahrscheinlich ist ein solches Szenario angesichts der Tatsache, dass das Standard-*Jèrriais* die Schriftnorm mit der geringsten kommunikativen Reichweite ist (es sieht nicht danach aus, als würde diese Schriftnorm auch auf den anderen Kanalinseln, wo der normannische Dialekt noch lebendig ist, akzeptiert; vgl. etwa Sallabank 2003), kaum. Vielmehr ist zu befürchten, dass das Schriftnormannische Jerseys im Bereich der nicht-literarischen Schriftlichkeit vor allem zu touristisch-folkloristischen Zwecken eingesetzt wird, ohne aber in relevante distanzsprachliche Domänen vordringen zu können, wie dies das Los wahrscheinlich aller Dialektgraphien ist.

## 2.4 Zusammenfassung

Ausgehend von einer Diskussion des Begriffs sprachlicher Normen und affiner Begriffe wie Standardisierung und Kodifizierung und aufbauend auf der Feststellung, dass Sprachnormierung (als Prozess) bzw. Sprachnormen (als Resultat) stets in engem Zusammenhang mit Schriftsprachlichkeit stehen, konnte deutlich gemacht werden, dass bei Regional- und Minderheitensprachen im europäischen Kontext dem Verhältnis von Oralität und schriftsprachlicher Norm in manchen Fällen eine unangemessen hohe Bedeutung zugeschrieben wird. Sprecher und Sprachplaner europäischer Minderheitensprachen, die in den allermeisten Fällen auch in einer

dominanten Sprache mit konsolidierter skripturaler Tradition kompetent und literat sind, sehen die Notwendigkeit der Präsenz des minorisierten Idioms in schriftsprachlich-distanzsprachlichen Domänen, entwickeln jedoch in der Folge eine bisweilen neurotische Fixierung darauf, dass die zu wählende oder zu entwickelnde Kodifizierung die Spezifika der gesprochenen Erscheinungsformen der Regionalsprache weitestgehend getreu abbildet, möglichst bis hinunter auf die lautliche Ebene, und laufen dadurch Gefahr, zu skripturalen Standards für ihr dominiertes Idiom zu gelangen, die für das, was eine Schriftsprache sein und leisten soll, praktisch untauglich sind. Die Furcht vor dem normativen Hiatt, vor der Divergenz zwischen geschriebener und gesprochener Form, die im Allgemeinen – und gerade auch von den Sprechern der durch Diglossiesituationen minorisierten Idiome – bei den ‚großen‘ Sprachen mit konsolidierter Schriftlichkeit nicht problematisiert oder zumindest hingenommen wird, rückt im Kontext der Minderheitensprache dadurch leicht vor allen funktionalen Erwägungen in den Vordergrund. Die Sprecher und Sprachplaner tendieren dann dazu, einer evaluativen Schizophrenie zu erliegen: Kein Sprecher des Aranesischen würde vom Schriftspanischen, in dem er in der Regel auch kompetent ist, erwarten, die lautlichen Eigenheiten der Dialekte von La Mancha oder Südchiles gleichermaßen getreu abzubilden; kein Sprecher des Frankoprovenzalischen würde die Tauglichkeit des Schriftfranzösischen, das ihm wohlvertraut ist, danach bewerten, ob es die satzphonetischen Eigenheiten der Mundarten in der französischen und in der kanadischen Beauce getreu wiedergeben kann; kein Sprecher des *Jèrriais* würde vom Schriftenglischen, das er gut beherrscht, eine systematisch differentielle Variation erwarten (oder dulden), je nachdem ob britisches, amerikanisches oder australisches Englisch verschriftet wird. Im Fall der Verschriftung des Minderheitenidioms rückt jedoch der Parameter der Phonetieure, die ohnehin aufgrund der Arbitrarität der Zuordnung von Lautwerten zu Graphemen von keinem Graphiesystem letztgültig geleistet werden kann, in den Vordergrund – und droht dort zu endlosen und unfruchtbaren Diskussionen Anlass zu geben, wie sie für (Ortho-)Graphiekontroversen charakteristisch sind, während die Minderheitensprache weiter an Terrain und an oraler Praxis einbüßt.

Eine Verschriftung, deren Primärziel die Abbildung phonischer Feinheiten ist, kann als Instrument der Abdeckung distanzsprachlicher Kommunikationsdomänen nicht funktionsfähig sein. Sie kann das nicht in Sprachen mit konsolidierter Schriftlichkeit, und sie kann das noch weniger in Sprachen ohne oder mit unterbrochener Schrifttradition. Eine Standardvarietät und dementsprechend auch ein skripturaler Standard muss eine ausreichende kommunikative Reichweite besitzen; Phonienähe kann dabei nur in diasystematisch stark nivellierten Sprachen erreicht werden, und minorisierte Idiome ohne etablierten Standard und ohne Zugang zur Schriftsprachlichkeit sind das genaue Gegenteil davon, nämlich zumeist hochgradig dialektalisiert. Ob oralitätsaffine Schriftstandards leichter zu erlernen sind, ist fragwürdig und bedarf empirischer Untersuchung. Da im Kontext der europäisch geprägten Gesellschaften Schriftlichkeit aber ubiquitär ist und die Spre-



cher mit funktionierenden Schriftnormen (der ihr Idiom sozial dominierenden Sprachen) und ihrem höheren ‚Abstraktionsgrad‘, ihrer (je nach Sprache natürlich unterschiedlichen) Phonieerne vertraut sind, darf man ihnen zutrauen, auch in ihrer primären, der minorisierten Sprache mit diesen Charakteristika zurecht zu kommen. Wer Minderheiten- und Regionalsprachen – wohlgermerkt: im europäisch-abendländischen Gesellschafts- und Kulturkontext – durch Partizipation an Schriftlichkeit und distanzsprachlichem Gebrauch stützen will, darf nicht gegenüber den etablierten ‚großen‘ Kultur- und Schriftsprachen mit gänzlich anderem Maß messen.

## Bibliographie

- Bistolfi, Robert (2002): „L’occitan: langue morte ou langue enfouie?“. In: Robert Bistolfi / Henri Giordan (Hrsg.): *Les langues de la Méditerranée*. Paris: L’Harmattan, 239–264.
- Caubet, Dominique / Salem Chaker / Jean Sibille (Hrsg.) (2002): *Codification des langues de France*. Paris et al.: L’Harmattan.
- Ferguson, Charles A. (1959): „Diglossia“. *Word* 15, 325–340.
- (1971): „Language development“. In: Anwar S. Dil (Hrsg.): *Language structure and language use*. Stanford: Stanford University Press, 219–232.
- Jedlicka, Alois / Jan Chloupek (1988): „Sprachnormierung und Kodifizierung“. In: Ulrich Ammon / Norbert Dittmar / Klaus J. Mattheier (Hrsg.): *Sociolinguistics. Soziolinguistik. An international handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft* (= HSK; 3:2). Berlin / New York: De Gruyter, 1650–1660.
- Jones, Mari (2000): „Swimming against the tide: language planning on Jersey“. *Language Problems & Language Planning* 24, 167–196.
- (2001): *Jersey Norman French. A linguistic study of an obsolescent dialect*. Oxford / Malden: Blackwell.
- Kloss, Heinz (1967): „Abstand languages and Ausbau languages“. *Anthropological Linguistics* 9, 29–41.
- Koch, Peter / Wulf Oesterreicher (1985): „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“. *Romanistisches Jahrbuch* 36, 15–43.
- Kremnitz, Georg (1974): *Versuche zur Kodifizierung des Okzitanischen seit dem 19. Jahrhundert und ihre Annahme durch die Sprecher*. Tübingen: Narr.
- (1981): *Das Okzitanische. Sprachgeschichte und Soziologie*. Tübingen: Niemeyer.
- (1993): „Conceptions de la koinè occitane: de Mistral à nos jours“. In: Pierre Knecht / Zygmunt Marzys (Hrsg.): *Écriture, langues communes et normes. Formations spontanées de koinès et standardisation dans la Galloromania et son voisinage*. Neuchâtel / Genève: Faculté de Lettres / Droz, 121–132.
- Lamuela, Xavier (1990): „Lo caractèr simbolic de las convencions graficas e l’identitat aranesa“. In: François Pic (Hrsg.): *L’identité occitane. Réflexions théoriques et expériences*. Montpellier: Section Française de l’A.I.E.O., 151–166.
- Lösch, Hellmut (2000): *Die französischen Varietäten auf den Kanalinseln in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft*. Wien: Edition Praesens.

- Martin, Jean-Baptiste (2002): „Graphies du francoprovençal : bref état des lieux“. In: Caubet/Chaker/Sibille (Hrsg.), 77–83.
- Meisenburg, Trudel (1996): *Romanische Schriftsysteme im Vergleich. Eine diachrone Studie*. Tübingen: Narr.
- (1999): „Überlegungen zum Diglossiebegriff“. In: Thomas Stehl (Hrsg.): *Dialektgenerationen, Dialektfunktionen, Sprachwandel*. Tübingen: Narr, 19–35.
- Muljačić, Žarko (1986): „L'enseignement de Heinz Kloss (modifications, implications, perspectives)“. *Langages* 83, 53–63.
- Pöll, Bernhard (1998): „Le français ou les français? La difficile naissance de la pluricentricité“. *Lengas* 43, 163–182.
- Pusch, Claus D. (1998): „Zur Stellung des Schriftaranesischen zwischen Katalanisch, Okzitanisch, Kastilisch und Französisch“. In: Dietrich Briesemeister / Axel Schönberger (Hrsg.): *Ex nobili philologorum officio. Festschrift für Heinrich Bihler*. Berlin: Domus Editoria Europaea, 865–879.
- Sallabank, Julia (2003): „‘It won't be the Guernsey French we know': identity issues and language endangerment“. *Reading Working Papers in Linguistics* 7, 181–209.
- Sauzet, Patrick (1988): „L'occitan : langue immolée“. In: Vermès (Hrsg.), 208–260.
- (2002): „Réflexions sur la normalisation linguistique de l'occitan“. In: Caubet/Chaker/Sibille (Hrsg.), 39–61.
- Sibille, Jean (2002): „Ecrire l'occitan: essai de présentation et de synthèse“. In: Caubet / Chaker / Sibille (Hrsg.), 17–37.
- Stich, Dominique (1999): *Parlons francoprovençal. Une langue méconnue*. Paris: L'Harmattan.
- Suïls, Jordi / Ryan Furness (1999): „The Occitan language in the Aran valley“. *Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée* 69, 135–150.
- (2001): „The Occitan speech community of the Aran valley“. In: M. Teresa Turell (Hrsg.): *Multilingualism in Spain. Sociolinguistic and psycholinguistic aspects of linguistic minority groups*. Clevedon et al.: Multilingual Matters, 141–164.
- Suïls, Jordi / Àngel Huguet (2003): „La tasca normativitzadora per a l'occità aranès. Coexistència de normes i interferència lingüística“. *Estudis Romànics* 25, 195–213.
- Tuailon, Gaston (1988): „Le franco-provençal, langue oubliée“. In: Vermès (Hrsg.), 188–207.
- Valdman, Albert (1995): „Le rôle de l'enseignement de la survie du français en Louisiane“. *Plurilinguismes* 11, 153–176.
- Veny, Joan (2003): *Esriptura i oralitat a Mallorca*. Palma: Moll.
- Vermès, Geneviève (Hrsg.) (1988): *Vint-cinq communautés linguistiques de la France*. Tome 1. Paris: L'Harmattan.
- Viaut, Alain (1988): *L'occitan gascon en Catalogne espagnole: Le Val d'Aran – du vernaculaire au formel*. Talence: MSHA.
- Winkelmann, Otto (1991): „Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Kodifizierung des Aranesischen“. In: Wolfgang Dahmen et al. (Hrsg.): *Zum Stand der Kodifizierung romanischer Kleinsprachen. Romanistisches Kolloquium V*. Tübingen: Narr, 185–198.
- Zamora Salamanca, Francisco José (1985): „Sobre el concepto de norma lingüística“. *Anuario de Lingüística Hispánica* 1, 227–249.